

Elf – sozialwissenschaftliche – Thesen zur (Nicht-)Nachhaltigkeit

Ingolfur Blühdorn Institut für Gesellschaftswandel und Nachhaltigkeit (IGN), WU Wien

1. Die Umwelt- und Nachhaltigkeitssoziologie fühlt sich ökologisch-emanzipatorischen Werten verbunden, verfolgt aber primär eine *wissenschaftliche*, nicht eine *aktivistische* Agenda. Auch die *nachhaltige Nicht-Nachhaltigkeit* ist Gegenstand ihrer Forschung.
2. Ein halbes Jahrhundert nach dem Beginn der neuen Umweltbewegungen scheint das öko-emanzipatorische Projekt des *guten Lebens für alle innerhalb ökologischer Grenzen* erschöpft. *Nachhaltigkeit* und *nachhaltige Entwicklung* haben als Leitbegriffe umwelt- und klimapolitischer Debatten ihre Mobilisierungs- und Transformationskraft verloren. Eine *Zeitenwende* repolitisiert, was an ökopolemischen Konsens bisher erreicht wurde.
3. Moralisierende Appelle, dass *wir* nun *unbedingt gemeinsam sofort und entschieden handeln* müssen, sind zunehmend zynisch. Sie bedienen psychologische Bedürfnisse, beschwören aber eine gesellschaftliche Realität, die es nicht gibt.
4. Spätmoderne Gesellschaften kreiseln in einem Strudel immer schneller aufeinander folgender Krisen und Notstände, in dem sie weder die Zeit, noch die normative Orientierung und die politische Steuerungsfähigkeit haben, um wesentlich über den Moment hinaus zu planen. Sie sind immer vor allem damit beschäftigt, die unmittelbaren Folgen der jeweils aktuellen Krisen wenigstens halbwegs im Griff zu behalten.
5. Längerfristige Projekte werden gerade in der Demokratie politisch immer schwerer durchsetzbar, denn angesichts akuter Notlagen sind demokratische Mehrheiten für größere Transformationsprojekte nicht leicht zu mobilisieren und noch schwerer zu stabilisieren.
6. Eine sozial-ökologische Transformation wird auch dadurch blockiert, dass sie eine massive Verminderung der Ansprüche und Erwartungen in praktisch allen Lebensbereichen und Gesellschaftsschichten erfordern würde. Es haben sich jedoch Verständnisse von Freiheit und Selbstverwirklichung verfestigt, die jede politische Regulierung – und vor allem Beschränkung – als inakzeptable Einmischung in die Sphäre des Privaten betrachten.
7. Für ein gutes Leben für alle in ökologischen Grenzen wäre mindestens dreierlei unverzichtbar: die Verabschiedung der Logik von Wachstum, Wettbewerb und Profit; eine umfassende Reduktion der Ansprüche und Erwartungen hinsichtlich individueller Freiheiten und Selbstverwirklichung; und eine entschiedene soziale Umverteilung von Reichtum sowohl inner- als auch zwischengesellschaftlich. Für eine solche Agenda gibt es allerdings kaum demokratische Mehrheiten.
8. Stattdessen verfestigt sich das Szenario der anhaltenden Nicht-Nachhaltigkeit. An die Stelle öko-sozialer Transformationsagenden treten zunehmend Ideen der Resilienz, der Anpassung und des Arrangements mit klar absehbaren sozial-ökologischen Verwerfungen.
9. Für wesentliche Teile der (Welt-)Gesellschaft bedeutet das nicht nur den Verlust ihrer Hoffnung auf ein *gutes* Leben, sondern den Verlust ihrer (Über-)Lebenschancen überhaupt. Für diejenigen, die sozial-ökologische Werte schon immer für eine Illusion gehalten haben oder sie zur Verteidigung ihrer eigenen Vorstellungen von Freiheit und Selbstverwirklichung gern endgültig verabschieden würden, bedeutet das eine Befreiung.
10. Für die sozialwissenschaftliche Nachhaltigkeitsforschung ist vor diesem Hintergrund die zentrale Aufgabe nicht mehr, weitere Lösungsansätze für vermeintlich *objektive* Probleme zu entwickeln, sondern mehr denn je, zu erkunden, wie und warum sich die sozialen Normen verschieben, auf deren Grundlage soziale und ökologische Veränderungen entweder als inakzeptabel oder eben als hinnehmbar wahrgenommen werden.
11. Für die Umweltbildung und Nachhaltigkeitserziehung bedeutet die Schmelze der vermeintlich *objektiven* Probleme, kategorischer ökologischer Imperative und des Glaubens an eine ökologische Vernunft, Mündigkeit und Verantwortlichkeit den Verlust ihrer normativen Basis – und eine kaum zu bewältigende Herausforderung.